

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 31 (1890)

Artikel: Schweizertreue und Schweizerehre
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007855>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizertreue und Schweizerehre.



it großen Herren ist nicht gut „Chriesi“ essen, sagt das Sprichwort. Zu diesen großen Herren gehörte auch eine Zeit lang Napoleon I. Ganz Europa zitterte vor diesem gewaltigen Herrscher und Fürsten und Völker mußten nach seiner Pfeife tanzen. Trotzdem hat es damals auch Männer gegeben, die selbst vor dem alten Bonaparte nicht erschrecken und fest am Stecken hielten, wo es galt ihr Recht zu wahren und ihre Pflicht zu erfüllen.

Einer dieser Männer war der tapfere Karl Philipp, Graf von Affry, der Sohn des von Napoleon I. im Jahre 1803 zum ersten Landammann in der Schweiz ernannten Ludwig August Philipp von Affry. Er kommandirte im russischen Feldzuge 1812 ein Schweizerregiment, war 1815 Commandant von Basel und im gleichen Jahre wieder Befehlshaber des Schweizerregiments in der Leibwache Ludwigs XVIII. in Paris. Nachdem es nämlich der alte Napoleon lange genug getrieben und aller Welt seine Gesetze vorgeschrieben hatte, darafften sich die gutmüthigen Deutschen, die Oesterreicher und Preußen auf, vereinigten sich mit den Engländern und Russen und zwangen den Kaiser zur Abdankung. Eine kleine Insel im mittelländischen Meere wurde dem entthronten Herrscher zum Aufenthalt angewiesen, und die Verbündeten glaubten, der Mann werde sich nun hübsch ruhig und still verhalten und keine Händel mehr anfangen. Aber sie hatten sich verrechnet. Dem Napoleon war's zu langweilig in dem Felsenest und eines schönen Morgens hieß es, der Vogel sei ausgeflogen und nach Frankreich zurückgeführt.

Diese Nachricht brachte eine gewaltige Erregung unter die Franzosen, alles lief dem alten Kaiser zu. Sein Heer wuchs an wie eine

Sawine auf ihrem Wege, und Napoleon marschirte schnurstracks auf Paris los. Ludwig XVIII. den die vereinigten Mächte wieder auf den Thron Frankreichs erhoben hatten, fand es nicht mehr geheuer in Paris; Niemand war da, ihm zu helfen. Da packte der alte, arme und verlassene König zusammen und floh nach Brüssel und mit ihm alle, die ihm treu blieben. Nur die Schweizer unter Oberst von Affry, die dem König den Eid der Treue geschworen hatten, blieben in ihrer Kaserne und warteten geduldig auf einen Befehl des Königs.

Inzwischen hatte Napoleon seinen Einzug in Paris gehalten und das königliche Schloß wieder bezogen. Da erscheint eines Tages ein Adjutant Napoleons beim Obersten von Affry. Er überbringt die Ordre: Seine Majestät der Kaiser werde am andern Tage eine Musterung des Regiments abhalten. Ort und Zeit waren genau bestimmt und alles angeordnet, daß der Befehl des Kaisers pünktlich vollzogen werde.

Oberst von Affry hörte den Befehl ruhig an und verzog keine Miene. Kurz und bündig lautete seine Antwort an den Adjutanten: „Ich kenne meine Pflicht und werde sie treu erfüllen!“ Der Adjutant glaubte, die Schweizer seien zahm geworden und gesonnen, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Froh, daß die Sache so gut abgelaufen, machte er ganze Wendung kehrt und ritt von dannen, um dem Kaiser die Antwort des Obersten zu melden.

Es mag nun vielleicht dem einen oder andern meiner lieben Leser kurios vorkommen, daß der Oberst von Affry sich so gebückt und schnell nachgegeben hat. Nur Geduld, die Geschichte ist noch nicht zu Ende; wir wollen hören, was nun weiter vorfiel.

Vor einer Musterung pflegt es bei einem Regimente lebendig herzugehen und wenn es vollends gilt, vor einem Kaiser aufzumarschiren, da nehmen die Zurüstungen fast kein Ende. Da wird gepuht und gerieben, gebürstet und geschabt, als gälte es eine Schlacht zu gewinnen. In der Kaserne der Schweizer aber regte sich keine Hand. Die Stunde der Musterung rückte

heran, aber kein Tambour trommelte zum Abmarsch. Der Kaiser war schon auf dem Plage erschienen, in Mitte seiner Generale wartete er auf die Schweizer — aber die Schweizer kamen nicht. — So etwas war dem Kaiser, der über Millionen gebot, noch nie vorgekommen, das war offenbar Widerseßlichkeit, Auflehnung, Rebellion. Es war für den Kaiser eine unausschließliche Schmach, daß ihn die Schweizer so schimpflich in den April geschickt hatten. —

Krebsroth vor Zorn und mit funkelnden Augen orderte Napoleon seinen Adjutanten nochmals an den Obersten ab, mit dem schärfsten Befehle augenblicklichen Gehorsams. —

Poß Tausend, wie da der Adjutant davonsprenge. Er flog mehr, als er ritt und in kurzer Zeit war er bei der Kaserne der Schweizer angelangt. Hastig trat er vor den Oberst und meldete ihm den Befehl des Kaisers. Dabei klang etwas wie vom Todtschießen durch, wenn der Oberst nicht augenblicklich *Ordre parire*.

Aber da war der Adjutant an den Unrechten gerathen. Oberst Affry war ein Mann, der ruhig vorwärts ging, ohne sich lange umzuschauen. Er stand da, wie aus Stein gemeißelt und sagte ruhig, aber entschieden zum Herrn Franzosen: „Sagen Sie dem, der Sie hierher geschickt hat, ich stehe in Eid und Pflicht und niemand habe mich davon entbunden. Darum könne ich keine Befehle annehmen, als allein von König Ludwig XVIII. und von den Kantonen meines Vaterlandes.“ Das war ehrlich und deutsch gesprochen. Da half kein Markten und kein Drohen. Das wußte auch der Adjutant und kehrte zum Kaiser zurück.

Inzwischen waren andere Regimenter, rasch beordert, vor dem Kaiser aufmarschirt, damit die Widerseßlichkeit der Schweizer nicht ruckbar werde. Das durfte des bösen Beispiels wegen nicht geschehen. Jetzt sprenge auch der Adjutant wiederum heran und meldete so verblümt als möglich die Antwort des Obersten. Wild bligte es aus den Augen des Kaisers, er biß sich auf die Lippen. Da nun einmal an der Sache nichts zu ändern war, so schluckte er seinen Grimm hinunter und hielt anscheinend ruhig die Musterung ab.

Wer nun aber meint, die Sache sei damit abgethan, fix und fertig — der irrt sich nicht wenig. Den Kaiser würgte der Ungehorsam der Schweizer gewaltig und am andern Tag schon in der Frühe gelangte an den Obersten

von Affry der Befehl, im kaiserlichen Schlosse zu erscheinen.

Als von Affry in den Vorsaal trat, kamen zwei Adjutanten auf ihn zu und verlangten die Uebergabe seines Degens — was so viel hieß, als der Oberst sei ihr Gefangener. Aber das ging nicht so schnell, die Zwei waren an den Unrechten gerathen und vor zwei Franzosen erschrickt ein braver Schweizer nicht. Der Oberst trat einen Schritt zurück, zog seinen Degen und sagte ruhig und fest zu den Beiden: „Meine Herren! — wer meinen Degen antasten wird, den stoße ich nieder! Probiren Sie's, wenn es ihnen beliebt.“ —

So hatten die Beiden nicht gewettet, sie wußten, daß der Oberst keinen Spaß verstand. Zudem durften sie keinen Kampf im Vorzimmer des Kaisers hervorrufen und keinen Skandal anfangen, der ganz Paris aus dem Häuschen gebracht hätte. Daher gaben sie nach und ließen den Schweizer bewaffnet in den Saal treten. Der da drinnen wird mit dem Trozkopf schon fertig werden, dachten sie, 's ist nicht der erste, den er gebrochen hat.

Von Affry stieß seinen Degen klirrend in die Scheide und schritt stolz zur Thüre, die sich vor ihm aufthat. Drinnen im Saale saß Napoleon umgeben von seinen Marschällen und Generalen. Als der Oberst des Schweizerregimentes kühn und trotzig mit dem Degen an der Seite eintrat, da wetterleuchtete es unheimlich aus den zornigen Augen des stolzen Kaisers.

Von Affry verbeugte sich würdevoll, dann stand er hochaufgerichtet da, wie eine alte Wettertanne und erwartete die Anrede des Monarchen. Mäuschenstille war's im Saale, dumpfe Schwiile lagerte auf den Herzen, wie vor Ausbruch eines heftigen Gewitters. —

Endlich brach Napoleon das Schweigen und mit bebender Stimme schnauzte er den ehrlichen Schweizer an: „Warum haben Sie sich meinem Befehle widersezt?“ Ruhig und mit Würde antwortete Oberst von Affry: „Ich habe Er. Majestät Ludwig XVIII., dem Könige von Frankreich, den Eid der Treue geschworen und er hat mich von demselben nicht entbunden. Aber hätte er es auch gethan, so würde ich nur von den Kantonen der Schweiz Befehle annehmen. Diese hätten dann allein das Recht, über mich zu gebieten.“

Ueber diese entschiedene Rede noch mehr aufgebracht, sprang Napoleon von seinem Sitze

auf und schrie wüthend: „Wissen Sie, mit wem Sie reden?“

„Ich habe die Ehre mit dem General Bonaparte zu sprechen,“ entgegnete ehrerbietig, aber fest der Oberst. „Sie sprechen mit dem Kaiser der Franzosen!“ schrie Napoleon — „und als solcher befehle ich Ihnen, sofort mit Ihrem Regimente auf dem Caroussellplatz zu erscheinen!“

Doch mit eiserner Ruhe und Kälte erwiderte der wackere Schweizer: „Ich erlaube mir, zu wiederholen, daß ich zunächst nur von dem Könige Befehle annehmen kann, dem ich Treue geschworen habe.“

„Wie,“ rief Napoleon, „haben Sie nicht auch mir vor fünf Jahren den Eid der Treue geschworen?“

„Und ich habe ihn treu gehalten, bis Sie bei ihrer Abdankung mich feierlich dieses Eides entbunden haben. Wäre das nicht geschehen, so würde ich damals gerade so gehandelt haben, wie ich heute handle.“

So sprach der Oberst ruhig aber entschieden. Seine Worte machten einen tiefen Eindruck, auf die zahlreiche Umgebung des Kaisers und mit hoher Achtung ruhten vieler Augen auf dem freimüthigen Ehrenmanne. Gar manchem bangte für dessen Leben. Napoleon schweig einige Augenblicke — was wollte er machen? Mußte er nicht selber solche Treue und Festigkeit achten, so unbequem sie ihm auch für den Augenblick war? Endlich sprach er zornglühend zum Obersten: „Ich werde Ihnen das nie vergessen.“ „Ich bitte Sie,“ antwortete von Affry, „sich zu erinnern, daß ich ein freier Schweizer bin und nur den Kantonen angehöre.“ „Ich werde sie auflösen, diese Kantone,“ schrie hoch-erregt der Kaiser.

Da färbte glühende Bornesröthe das Antlitz des muthvollen Obersten, sein Blut wallte auf, doch er bezwang sich und sprach, ohne eine Miene zu verziehen: „Man löst nicht so leicht die Kantone auf, in denen dreimalhunderttausend Männer bereit sind, für ihr Vaterland und für ihre Freiheit zu sterben.“ — „Und doch haben euch die Oesterreicher unterjocht,“ höhnte der Kaiser. „Die Oesterreicher kamen in unser Land, aber unsere Felsblöcke haben sie zerschmettert und unsere Morgensterne sie zermalmt; die Namen Tell und Winkelried sind bei uns noch nicht vergessen!“

Sei es, daß Napoleon merkte, daß er dem

unerschrockenen Manne gegenüber den Kürzern gezogen, sei es, daß er fürchtete, vor seiner Umgebung sich bloß zu stellen, — er brach das Gespräch ab. Mit einem verächtlichen Blick auf den Obersten und den Worten „Es ist genug“, kehrte er ihm den Rücken.

Oberst von Affry verbeugte sich und verließ mit stolz erhobenem Haupte den Saal. —

Was geschah nun mit dem muthigen Manne? Alle die Napoleon kannten und Zeugen der Unterredung gewesen waren, erwarteten nichts anderes, als daß Oberst von Affry verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und standrechtlich erschossen werde. Aber, Gottlob, sie hatten sich getäuscht, denn von all dem geschah nichts und dem freimüthigen Manne wurde kein Haar gekrümmt. Napoleon selber mußte die Ueberzeugungstreue des edlen Mannes achten und er that es und vergaß die persönliche Kränkung.

Natürlich blieb der Vorgang in Paris nicht unbekannt, die Sache machte großes Aufsehen und die Achtung vor dem freimüthigen Obersten von Affry stieg. Nun, die Pariser hätten eigentlich die Schweizer schon kennen sollen und das Jahr 1792 mußte noch manchem in Erinnerung sein. Daß in der Folge das Schweizerregiment aufgelöst und in seine Heimath entlassen wurde, ist begreiflich, man machte keinen Versuch, die treue Garde für den Kaiser zu gewinnen. Ob Ludwig XVIII., als er nach dem abermaligen Sturze Napoleons wieder auf den Thron gesetzt wurde, den braven Schweizern für diese Treue gedankt hat, das hat der Kalendermann nicht erfahren können. Die Schweiz aber zollte der Treue und Festigkeit ihrer Söhne die verdiente Anerkennung. — Die Kantone ließen eine Denkmünze prägen und unter die Offiziere und Soldaten vertheilen. Auf der Vorderseite zeigt dieselbe einen Lorbeerkranz mit zwei und zwanzig Blättern und in diesem Kranze stehen die Worte: Treue und Ehre. Die Rückseite trägt den schweizerischen Wappenschild mit der Umschrift: Schweizerische Eidgenossenschaft. —

Nicht wahr, lieber Leser, mit gerechtem Stolz wird jeder biedere Eidgenosse der Treue und dem Mannesmuthe des edeln Obersten von Affry Anerkennung und Bewunderung zollen? Und das mit Recht. Ein Mann ein Wort. Aber nun eine Frage. Als im Jahre 1815 durch den Pariser Traktat der katholische Jura an die Schweiz, speziell an den Kanton Bern abgetreten wurde unter Zusicherung freier Reli-

gionsübung — war diese Zusicherung kein Wort? Und als nachher zwischen Bern und dem neuen Kantonstheile ein Separatvertrag, die Vereinigungsurkunde, abgeschlossen wurde, dahin gehend, daß der Diözesanbischof und die kath. Pfarrer ohne Hinderniß ihre Amtspflichten erfüllen dürften — war das kein Wort?


Und als im Jahre 1846 die Gewährleistungen der römisch-katholischen Religion selbst in die Berner-Verfassung aufgenommen wurde — war das kein Wort?

Und doch, wie ist der hochselige Bischof von

Basel, Eugenius Bachat, wie die Geistlichkeit und die 65,000 Katholiken des Jura im Jahre 1873 behandelt worden?

Der Kalendermann will von Anderem schweigen! Mit großen Herren ist nicht gut „Chriesi“ essen. Nur Eines sei gesagt: die Freiheit und Unabhängigkeit, worauf wir Schweizer mit Recht so stolz sind, stützen sich wahrlich nicht auf die gehobene Stimmung bei Fahnenweihen oder Schützenfesten, auch nicht auf 100,000 Bajonette, sondern auf Manneswort, Treue, Wahrheit und Recht.

Die Geschichte vom Brandner-Kasper.

er Brandner-Kasper war seines Zeichens ein Schlosser und bewohnte ein kleines Häuschen weit droben im Gebirge. Früher hat er in der Stadt gehaust, aber das Stadtleben hatte ihm nicht zugesagt und so war er weiter gezogen und hatte ein kleines Berggütchen gekauft. Da wohnte nun der Kasper mit seinem Weibe, sie hat Therese geheißten und mit seinen zwei Buben, dem Toni und dem Jörg; die wurden aber schon früh Soldaten und dienten in holländischen Diensten. Der Kasper ist ein gar fleißiger braver Mann gewesen und lustig und kuraschirt. Gefürchtet hat ihm vor gar nichts. Einen großen Metzgerhund, der ein armes Meiteli über den Haufen geworfen, hat er, mir nichts dir nichts gepackt und so an eine Mauer hingeworfen, daß er nicht mehr aufgestanden ist. Wenn einer mit ihm Handel anfangt, so hat er ihm gehörig heimgezünd't und die G'lust zum Streiten gründlich vertrieben. Neben seiner Schlosserarbeit verstand er auch das Büchsenmachen, manche Flinte und manchen Stuzer hat er gefrischt und zusammengerichtet, besser als ein Büchsenmacher in der Stadt. Dafür war auch das Jagen und Schießen seine größte Freude und sein allerliebstes Vergnügen.

Wie er alt geworden, da ist ihm seine Therese gestorben und das hat ihm recht weh gethan, denn sie war ein gutes, braves Weib gewesen; der Kasper lebte jetzt mutterseelenallein. Noch in seinem fünfundsiebenzigsten Jahr fehlte ihm nichts an seiner Gesundheit und er jagte und schoß wie ein Fünfziger.

Da sitzt einmal der Kasper daheim und reparirt etwas an seiner Flinte. — Jetzt klopft es an die Thüre. Der Kasper denkt, da muß jemand draußen sein, denn 's Klopfen ist bei ihm nicht Brauch gewesen und er ruft daher: „Nur herein!“ Da kommt ein miserabel elendes Männlein zum Vorschein, dürr wie ein Hagsteden, bleich und hohläugig, ein abscheulicher Kerl. —

Der Kasper sagt: „Was gibts, was willst?“ Da sagt der andere: „Kasper, ich bin der Tod und habe dich fragen wollen, ob du etwa mit mir gehen wollest?“ „So? der Tod bist du? Mein Freundchen, ich mag nicht mitgehen, es gefällt mir noch ganz gut auf der Welt.“

„Denkst hab' ich mir's,“ sagt der Tod, „aber holen muß ich dich doch einmal, was meinst, etwa im Frühjahr?“

„Warum nicht gar im Frühjahr, wo die Bäume blühen und die Vögel so schön singen, nein, da mag ich nicht.“

„Oder im Sommer?“

„Nichts Sommer, da geh' ich z'Alp, und es ist mir zu heiß im Sommer!“

„Oder im Herbst?“

„Ja, was denkst denn auch, im Herbst? Da geht die Jagd auf Fuchs und Hasen und Gamsen auf, da muß ich dabei sein.“

„Nun, also im Winter?“

„Da mag ich auch nicht. Den Füchsen aufpassen und die Marder ausgraben, das ist meine besondere Freude und im Winter ist's mir zu kalt.“

„Ja, willst du denn ewig leben? das geht nicht, Kasper.“